

Kinder der Not.

Roman von Max Koss.

(11. Fortsetzung und Schluss).
In dem harten Gesicht des Generals zuckt es.

„Sehr brav! Ich danke, danke! Und wer ist der Freiwillige, den Sie tragen?“

„Dieser sterbende Freiwillige, Excellenz, ist meine Braut, Charlotte Kampermann!“

Der letzte Schleier ist gefallen: groß und rein und siegreich, erschütternd und gewaltig sieht die volle Wahrheit da.

„Ihre Braut?“ fragte er. „Der Freiwillige Kampermann — Ihre Braut — ein Mädchen?“

„Ein Mädchen, Excellenz!“
Da nimmt der alte Ziegentrieme seine Mütze ab und sagt:

„Das Vaterland grüßt dich, und ich segne dich, du treues Mädchen!“

Das hört Konrad noch, und wie ein helles Jubilieren und Triumphieren klingt ihm dieser wunderbare Gruß. Er will zu dem General herantreten, aus dessen Augen eine Träne fällt. Aber er vermag es nicht mehr — es dunkelt ihm vor den Augen — und nun bricht er lautlos über dem geliebten Mädchen zusammen. Und rings über dem weiten Schlachtfeld donnert das Hurra siegreicher Truppen.

Auch dort hinten an dem kleinen Kirchhof an der Dorfede donnert dieses siegreiche Hurra.

Es hat schwer gehalten an dieser Stelle. Ein vernichtendes Feuer war den preussischen Angreifern entgegen geschlagen, hatte ganze Kotten niedergeworfen und den Angriff zum Stehen gebracht. Man kam nicht weiter.

Da springt — so erzählt ein Augenzeuge — ein riesiger, großer Mann mit wachendem Vollbart, um dessen Stirn ein blutbefleckter Verband lag, in unsere Reihen, schießt die Fahne, eilt vor die Front, und seine mächtige Stimme donnert:

„Vorwärts, alte Preußen, mit Gott für König und Vaterland!“

Es ist der Freiwillige Bernhard Kampermann. Er hat im Lagerort gelegen, aber es hat ihn heute nicht dagehalten — er wollte an der Seite seiner Kameraden stehen.

„Hoch, Kameraden!“ schallt es auf allen Seiten, und sofort geht der Angriff voran. Die Fahne in Kampermanns Hand zeigt den Weg.

„Wo ist mein Sohn?“ fragt er. „Und Leutnant von Vossau?“

„Abkommandiert!“ heißt es. „Vorhin kam die Nachricht, sie sollen beide tot sein!“

Kampermann spricht kein Wort mehr. Stumm schreitet er mit der Fahne den anstreichenden Kolonnen voraus. Um sein Haupt rauscht das nasse Geländeweis, schwermütige Weisen.

Näher und näher an den Kirchhof kommen sie.

„Dort ist Frieden und Ruhe!“ ruft jetzt Kampermann, als die Grabhügel sichtbar werden.

Ein mörderisches Feuer schlägt ihnen entgegen. Aber es hält sie nicht mehr auf — Kampermanns Fahne führt sie zum Siege. Doch er bezahlt den Sieg mit dem Tode.

Von vier Kugeln getroffen, bricht er zusammen. Sein brechendes Auge sucht nach jemand.

Ein Offizier beugt sich über ihn. „Haben Sie einen Wunsch, Kamerad?“

Er kann nur noch leise flüstern: „Ja! Bringen Sie dem Leutnant von Vossau meinen letzten Gruß und meiner Tochter meine letzten Segenswünsche.“

„Ihre Tochter?“

„Ja, der Freiwillige Lothar Kampermann ist meine Tochter Charlotte — bringen Sie — meinen — letzten Segenswunsch.“

Ein Jude steigt über den riesenhafte Körper, er streckt und beugt sich.

„Es ist genug, Herr! So nimm nun meine Seele!“ flüstert er kaum noch hörbar.

Und dann wird es still, ganz still — der Offizier drückt ihm weinend die Augen zu.

Ueber den Toten hin fliegt seine Fahne zum Siege.

Die kleine Dorfkirche hat man als Lazarett eingerichtet. Auf einer Schütze strotzt Konrad und Lotte. Sie sind beide verbunden, und Vossau ist aus seiner Ohnmacht wieder erwacht. Aber er fühlt, daß es zu Ende geht.

Er hält Lottes Hand in seiner und verwendet keinen Blick von dem geliebten Antlitz. Ob er wohl noch einmal in die sonnigen, blauen Augen wird schauen können?

Auf seine Frage hat man ihm vorhin mitgeteilt, daß Berthold Kampermann gefallen sei, und die letzten Grüße und Segenswünsche des verehrten Toten hat man ihm überbracht.

„Wir kommen bald, Vater!“ sagt er leise.
Da fühlt er ein Zucken in seiner Hand. Und im selben Augenblick

sehen ihn zwei geliebte Augen an.

„Konrad!“

„Gott, mein Liebling! Kommt du doch noch einmal zu mir zurück?“ Ein seltsames Lächeln huscht über ihre Gesicht.

„Ich möchte doch, Konrad! Ich hätte's dir doch so fest versprochen!“

„Ersprochen — was?“
Und wieder jenes seltsame Lächeln, das ihm schon wie ein überirdisches dünkt.

„Ich wollte dich rufen, wenn — die Stunde da sei!“

„Lotte — Geliebte!“
„Und nun ist sie da, Konrad! Die Stunde ist da: küsse mich, Geliebter!“

Er neigt sich über sie und beührt ihre Lippen schein und keusch, als ob er ein Heiligenschild küsse. Und noch einmal sieht er dabei das seltsame Leuchten in diesen unergründlichen Augen.

„Konrad!“
„Geliebte!“
„Wo ist der Vater?“

Er sagt ihr die ganze Wahrheit, denn er sieht, die Sterbende sieht schon hoch über allem Irdischen.

Der Vater fiel an der Spitze unseres Regiments! Er ist uns vorangegangen.

„Wir wollen ihn nicht lange warten lassen, Konrad! Er hat uns beide sehr lieb gehabt.“

Tiefes Schweigen. Nur ihre schnellen, preisenden Atemzüge sind hörbar.

Dann wieder:
„Konrad!“
„Mein Liebling!“

„Fühlst du den Reigen noch?“
„Er ist abgefallen!“
„Sind wir nun frei geworden?“

„Ganz frei!“
„Und können wir nun entsühnt vor alle Menschen treten?“

„Wohr alle!“
„Oh, dann laß sie kommen!“
Und sie kamen.

Ein glänzender Zug betrat die Kirche. Der General Blücher voran, dann Gneisenau, Offiziere des Stabes, Konrads Regimentskommandeur, der treue Kapitän Hieber und ein Fahnenführer mit der wohlbesetzten Fahne des Regiments, mit der in der Hand Kampermann den Helmbügel gehalten hat.

„Das ist unerhört“, sagt Blücher, „nach nicht dagewesen!“

Gneisenau nickt.
„Glücklich das Land und der Fürst, für den solche Herzen schlagen!“ antwortet er.

Und nun steht der ganze glänzende Zug vor Konrad und Lotte.

„Die Stunde ist da, Konrad“, flüstert sie. „Haußt du es nun?“

„Ich glaube es!“
Die Generale neigen sich und reichen beiden die Hand.

„Ich wollte Sie kennen lernen“, sagt Blücher tiefbewegt. „Eine seltsame, ungläubliche Kunde ist mir zu Ohren gekommen von einem Mädchen, das eine Liebe im Herzen getragen hat, wie sie auf Erden nicht erhort ist. Und von einem Manne, dem diese Liebe geweiht war und der dadurch aus Verzweiflung und Verbitterung erlöset werden sollte.“

Eine kurze Pause. Auf einen Wink Gneisenaus stellte der Fahnenführer die Fahne zu Häupten der beiden Verwundeten.

Dann fuhr Blücher in feierlichem Tone fort:
„Ich stehe hier im Namen Sr. Majestät des Königs, und als sein Vertreter rehabilitiere ich den Leutnant Konrad von Vossau von dem Spruche des Kriegsgerichts. Die formelle Aufhebung des Urteils wird beantragt werden. Sie, Leutnant von Vossau, haben uns persönlich bewiesen, daß dieses Urteil auf einem bedauerlichen Irrtum beruhen muß; wer so seine Pflicht tut wie Sie, wer dem Tode so in das Auge zu sehn versteht wie Sie — der steht zu hoch für ein Urteil, wie es gegen Sie ergangen ist. Aber auch wenn das alles nicht wäre, wenn Sie keine Gelegenheit gehabt hätten, sich vor unser aller Augen auszuzeichnen — wenn ein solches Mädchen liebt wie das Ihre, wenn ein solches Mädchen liebt, das lächelnd ihr reiches, blühendes Leben für den Mann ihrer Liebe in die Schanze schlägt und es in blutigem Männerkampf dem Vaterland darbringt: der Mann muß, muß ein solches Mädchen lieben, und die Welt und alle ihre püßlichen Begriffe müßten sich umgelehrt haben. Und weil wir alle ohne Ausnahme dieser Überzeugung sind, so habe ich als Inhaber der Kommandogewalt und als Vertreter Sr. Majestät des Königs es für recht und billig gefunden, Sie, Leutnant von Vossau, mit allen Ehren wieder in die Armee aufzunehmen und Ihnen, mein tapferes, treues Mädchen, den Dank des Vaterlandes und der Armee auszusprechen. Und zum sichtbaren Zeichen dessen habe ich befohlen, daß bis zum Abmarsch Ihres Regiments morgen früh die Regimentsfahne zu Ihren Häupten stehen soll — das Symbol, welches nur über dem Tapfern, dem Treuen, dem Ehrenhaften sich entfalten darf!“

Und wie zur Antwort rauschte der Abendwind, der durch die geöffneten Fenster strich, in dem leise stotternden Polkabin.

Noch einmal nahm Blücher das Wort:

„Wie ich allen im Heer gedankt habe für ihre heute bewiesene Tapferkeit, so will ich auch Ihnen persönlich danken!“

Ein Wink an Gneisenau, und dieser legte auf die beiden Verwundeten zwei kleine Eichenzweige.

Und nun nahm Gneisenau das Wort, und die Augen des herrlichen Mannes hatten einen eigenen Schein: „Möge Ihnen, meine beide Tapttern, dieser frische Bruch von unsern deutschen Eichen, die auf dem heutigen Schlachtfeld gewachsen sind, den Vorbeer ersehen, den Sie sich reichlich verdient haben. Möge Ihnen das Grün derselben sagen, daß keine Vergangenheit trübe genug ist, die nicht von einem reinen Herzen und einem reinen Willen überwunden werden könnte! Nach dem unser Chef Sie rehabilitiert hat, heiße ich Sie von Herzen in unsern Reihen willkommen, lieber Vossau — möge das Vaterland in Stunden der Gefahr nie arm an treuen Herzen sein, wie das Ihre und Ihrer herrlichen Braut!“

Er neigte sich nieder und führte ehrfurchtsvoll die Hand des tapfern Mädchens an seine Lippen.

Konrad erhob sich mit unfäglicher Anstrengung. Schwer nur kamen ihm die Worte vom Munde:

„Ich kann nicht viel sprechen, Excellenz! Das Leben flieht! Aber zu einem habe ich noch die Kraft: König und Vaterland, hoch, hoch, hoch!“

Dann sank er ermattet zurück.

Aber sein Ruf pflanzte sich, von den Generalen aufgenommen, nach draußen fort, und bald klang es brausend von Bataillon zu Bataillon:

„Es lebe der König! Es lebe Preußen!“

Jeder drückte den beiden die Hand. Mit warmen Abschiedsworten und Tränen in den Augen erwiderten sie alle.

„Nun wurde es still in der kleinen Kirche. Nur der Schritt der Wachen, die bei der Fahne zurückgeblieben waren und in einiger Entfernung auf und ab gingen, hallte durch den Raum.

Die Fahne aber rauschte leise und geheimnisvoll über den beiden Glücklich.

„Konrad!“
„Mein Liebling!“
„Hörst du die Fahne?“

„Ja!“
„Versiehst du, was sie sagt?“
„Oh, sage du es mir, Geliebte!“
„Grüße vom Vater meihest sie! Er ruft uns!“

„Ans hält nichts mehr zurück, Liebling!“
„Rein, denn es ist alles vollbracht!“

„Alles, alles! Durch dich, Geliebte!“
„Nicht durch mich! Durch einen Höheren, der mich mit Kraft ausstieß aus der Höhe! Nun sind wir aus Kindern der Not Kinder des Glücks geworden!“

„Kinder des Glücks!“ wiederholte Konrad.

Immer stiller wurde es. Nur ein stohendes Atmen hörte man noch.

„Konrad!“
„Liebling!“
„Küsse mich noch einmal — zum letztenmal!“

Zitternd und bebend neigte er sich über sie hin und küßte die blaffen Lippen. Und er sah, wie das geliebte Blauauge sich umflort hatte.

„Konrad!“

„Ja.“
„Hörst du mich noch?“

„Ja!“
„Ich sehe dich nicht mehr! Es ist der Schlaf, der kommt! Nun wollen wir schlafen gehen, Geliebter! Gute Nacht!“

„Gute Nacht, mein guter Kamerad!“

„Reht ist es ganz still. Keiner spricht mehr ein Wort. Nur die Fahne rauscht und flattert.“

Als die Wache nach ihneu sieht, findet sie beide für immer entschlungen. Hand in Hand fast verschlungen, ruhen sie. Auf ihren Zügen liegt das glückliche Lächeln des Sieges.

Von draußen herein schmettern die Trompeten und Signalhörner Bitoria.

C n d e.

Böhmische Dörfer.

„Böhmische Dörfer“, heißt soviel wie unbekannt, unverständliche Dinge, weil die Namen der Dörfer in Böhmen deutschen Ohren ganz fremdartig klingen. Diese Erklärung finden Sie in jedem Veriton. Viele erklären jedoch diese Redensart nicht davon, daß die Namen der böhmischen Dörfer uns Deutschen so fremdartig klingen und meist unverständlich sind, (z. B. Tiards Werschow), sondern daß in Böhmen in den langen Hussitenkriegen, dem dreißigjährigen u. a. eine große Anzahl Dörfer verbrannt und von der Erde vollkommen verschwunden waren, die man nachher vergeblich suchte und nicht finden konnte.

Immer zuerst er zucht. Zahnarzt (einen Professor der Mathematik behandelnd): „Alle Wetter, diese Wurzel ist furchtbar schwer zu ziehen.“

Professor: „Aber, mein Gott, so bedienen Sie sich doch einer Logarithmen-Tafel.“

Iidor.

Von Rudolf Presler.

Ich denke an Iidor. Und ich sehe ihn vor mir. Ein dunkelbrauner Wollschweif mit weissen Fesseln und einem schönen, langen Schweif, in den ein paar silberne Fäden eingestreut sind. Der Hals ist ein bißchen kurz und fett, das Kreuz ein bißchen zu hoch. Aber ein ganz stattdliches Tier für sein Alter.

Als Remontepferd kam Iidor — der Iidor, den ich kannte — wirklich nicht mehr in Betracht. Der Stallmeister bei Goliatz und Söhne gab, wenn er gerade gefühllos hatte, das Alter Iidors auf neun Jahre an und nannte ihn ein Halbblut. War der Stallmeister aber nüchtern, so stieg Iidors Alter auf zwöf Jahre, und von seiner Abstammung war weiter keine Rede mehr.

Ich war damals abonniert bei Goliatz und Söhne. Ohne ein passionierter Reiter zu sein, hatte ich am Reiten mein bescheidenes Vergnügen. Wie ich jeden Sport mehr trieb um des damit verbundenen Naturgenusses als um seiner selbst willen.

Bald hatte ich herausgefunden, daß unter den edlen Tieren, die Goliatz und Söhne ihren Kunden für die Ritte zur Auswahl stellten, gerade Iidor meinen persönlichen Wünschen am meisten entsprach. Er hatte keine Untugenden, botte nicht, war an das Gelingen der Strapazien, ja sogar an das Fahren der Dampfwaige gewöhnt, scheute nicht vor seinem eigenen Schatten oder einem neuen Frühjahrsputz, zied die Schenkel seines ahnungslosen Reiters nicht tödlich an den tiorrigen Bümen des Waldes, nahm die geräuschvollen Ovationen der Vorstadt Kinder mit Gleichmut auf und zeigte keine Neigung, vorzeitig in den Stall zurückzukehren. Kam noch hinzu, daß er immerhin noch empfindlich genug gegen das ritterliche Spiel der Sporen war, so daß er bei wichtigen Begegnungen mit hübschen Mädchen unschwer ins Tänzeln zu bringen war, eine gute Figur machte, ohne den Reiter ernstlich zu gefährden, und sogar bei den meisten Zuschauern den erhebenden Eindruck eines starken und feurigen Temperaments zurückließ.

Alle diese genannten Qualitäten hatten mir Iidor lieb und wert gemacht. Und wenn es irgend anging, ließ ich mir ihn und keinen anderen satteln zu meinen Morgenritten in den Wald, der sich Stunden weit hinter meiner Vaterstadt über die preussische Grenze hinaus erstreckt. Ja sogar in der Farbe meines Reitzanzuges hatte ich dem bevorzugten Gaul Konzeptionen gemacht und für meine Hofe ein zartes Mausgrau gewählt, das sehr schön zu dem dunkelbraun glänzenden Fell ausah und die Eleganz des Gesamtbildes wesentlich erhöhte.

Nun war es einer jener wonnig schönen Montags, deren Häufigkeit in lyrischen Goldschneitbüchchen leider auffallend kontrastiert mit ihrer Seltenheit in der Wirklichkeit. Ich hatte das unbestimmte Gefühl, daß mir heute bei einem Morgenritt etwas Ungewöhnliches einfallen mußte. Mehrfach erlebte herbe Enttäuschungen in dieser Beziehung ließen mich nicht mutlos werden. Ich war sicher: Heute müßte mir der Wald, der Duft des heimlich blühenden Waldmeisters, das Hämmern der Spekte und der Sonnenglanz auf dem jungen Grün der stillen Schneien einen guten, fruchtbaren Gedanken eingeben.

Für diesen Ritt, bei dem ich das Pferd nicht allzusehr in Anspruch nehmen durfte, tat natürlich Iidor in den Wald, der sich Stunden weit hinter meiner Vaterstadt über die preussische Grenze hinaus erstreckt. Ja sogar in der Farbe meines Reitzanzuges hatte ich dem bevorzugten Gaul Konzeptionen gemacht und für meine Hofe ein zartes Mausgrau gewählt, das sehr schön zu dem dunkelbraun glänzenden Fell ausah und die Eleganz des Gesamtbildes wesentlich erhöhte.

Als ich in die Ställe kam, war Iidor fort.

„Vor einer halben Stunde ist Ihr Freund, der Doktor Lenge, mit dem Iidor forgeritten. Wir wußten ja nicht, daß Sie heute... Es ist eigentlich nicht Ihr Tag.“

„Ach was, Tag“ oder nicht! Was mußten Sie auch dem Lenge gerade den Iidor geben. Der Medizmann hätte auch ganz gut die harmtümliche Frau-Frau reiten können oder den Casanova, den Fliegenhimmel mit dem Hahnenritt... Ist der Unglücks Mensch denn allein ausgeritten, oder —?“

„Er ist mit Frau Rothstein ausgeritten.“

„Ei, ei, ei, — hm, so. Und der Herr Rothstein?“

„Der ist vorgestern von seiner neuen Fruchstute gefallen und hat Brustschmerzen im Bein. Der Doktor hat ihm für acht Tage das Reiten verboten, sagte er.“

„Der Doktor — ha, — — So, so!“ Wenn ich dem braven Stallmeister gesagt hätte, daß der Hausarzt des Herrn Rothstein eben auf meinem Iidor saß, so hätte er vielleicht mitgelächelt. Aber ich schwieg und ließ mir resigniert nach längerer Weile die vom Stallmeister glühend empfohlene „Reda“ sateln.

Das mythische Pferd enttäuschte mich leider schwer. Es ging einen unheimlichen, stolzen Trab, und in Galopp war es überhaupt nur durch viel Gewalt und Hintertlist zu bringen. Außerdem hatte es eine, verumtlich in seinen Jahren begründete Neigung, über harmlose Baumwurzeln zu stolpern. Kurz und gut: ich dankte dem lieben Himmel, als ich etwa eine

Stunde später am Forsthaus aus dem Sattel stieg.

Als ich das Tier, das ohne eigentliche Veranlassung sehr nah geworden war, in den Stall einziehen wollte, sah ich dort Iidor, meinen Iidor. Neben Rothsteins Fruchstute stand er, die einen Damensattel trug. „Aha, also hier!“

Draußen im Garten frühstückten sie gerade, der Doktor und die goldblonde Frau, die in allen Kostümen so reizend aussah, der aber kein Kleid besser fand als das knappe dunkelgraue Reitkleid.

Ich winkte den Stallburfen heran, den ich von häufiger Einkehr her hier kannte.

„Peter, mein Sohn, ich will einen Scherz mit meinem Freunde machen. Stellen Sie hier die Reda neben die Fruchstute und führen Sie mir schleunigst den braven Iidor heraus! Den reit' ich noch heute.“

Ein Taler, den ich Peter in die schmugige Hand drückte, ließ ihn diesen meinen Scherz als einen der köstlichsten Späße erscheinen, den er in seinem an Frohsinn kaum allzureichen Dasein erlebt. Ich hörte ihn noch brüllen und sich die Schenkel klopfen, als ich schon auf dem stolz ausholenden Iidor um die brödelnde Hofmouer getraubt war und in den junggrünen Wald hineinritt.

Eingefallen ist mir leider auch auf Iidor nichts. Ich mußte immer an Freund Lenge denken, der sich jetzt sicherlich neben der schönen, schiefen Reiterin, mit deren goldigem Blondhaar die Maultst spielte, verzweifelt abmühte, die von mir treulos verlassene alte Reda in Galopp zu bringen. Und ich lachte vergnügt.

Zwei Stunden später sah ich zu Hause und los behaglich die Morgenblätter. Ich hatte noch den schönsten, auf Iidor gestimmten Reitzang und die hohen, ein bißchen engen Stiefeln.

Da wurde mir Herr Rothstein gemeldet.

Etwas verwundert ließ ich bitten: — Was wollte der Gute?

Die Linke auf den anscheinend noch schmerzenden Hüftknochen gepreßt, humpelte der kleine, zur Korporalung reizende Mann herein. Meine höflich zum Gruß entgegengestreckte Hand übernahm er, sparte sich jeden Gegenruf und mufterte mit Ingramm meinen schönen Reitzang, auf den ich, mein Schneider, meine alte Köchin und Iidor so stolz waren.

„Woher zu Pferde gewesen, was? Ein bißchen im Walde und so, was?“ fauchte er mich an.

„Allerdings, Herr Rothstein, ich —“

„Wohl noch dem Forsthaus geritten, was? Wohl den — Iidor geritten, was? Sie reiten doch immer Iidor. Oder nicht?“

Ich hatte nie geglaubt, daß man eine solche Welt des Grimms und der Wut in den harmlosen Namen Iidor legen könnte.

„Allerdings, Herr Rothstein, allerdings, ich —“

„Allerdings — so?! Und das sagen Sie mir so ruhig. Mir! So will ich Ihnen etwas sagen: Ich bin auch im Walde gewesen — ich.“

„Und noch einmal schreie ich mich mit den blühenden Augen an: „In meinem Kabriolett bin ich im Walde gewesen.“ — Verstehen Sie?“

„Hoffentlich ist es Ihnen gut bekommen, Herr Rothstein?“ sagte ich, einen Schritt zurücktretend.

Der Mann gab mir Bilderräsel auf, aber humorlos.

„Gut bekommen? Wollen Sie mich uzgen? Auch noch. Ich werde Ihnen was sagen. Wie ich die Chauffee hinaufsfahre — ich denke meine Frau beim Frühstück auf dem Forsthaus zu treffen — da sehe ich in eine Schneise hinein. Zufällig. Nur so im Vorbeifahren, wissen Sie. Ganz in der Entfernung sehe ich. — Nun, Sie wissen, was ich da gesehen habe!“

„Aber bitte, nein, Herr Rothstein. Vielleicht einen Sechzehner?“

„Ich sage Ihnen noch einmal, uzgen Sie mich nicht! Einen Herrn und eine Dame sehe ich. Beide zu Pferde. Die Gestalt der Dame paßt genau, ganz genau auf meine Frau. Erkennen kann ich sie nicht, es ist zu weit. Auch nicht den Herrn, der sich zu ihr hinüberbeugt, aber Iidor habe ich erkannt, ganz genau erkannt, am Schweif, an der Kopfhaltung, an allem. Da gibt's nichts zu leugnen, es war Iidor, und der Reiter waren ohne Zweifel Sie!“

„Mein lieber Herr Rothstein — das ist nun eine delikate Sache. — Wenn ich Ihnen nun — hören Sie gut zu — auf Ehrenwort erkläre ich: ich bin — vor einer Stunde — etwa auf Iidor vom Forsthaus zu rückeritten, verstehen Sie?“

„Was ist denn da zu verstehen!“ Er sprach nicht mehr, er krüllte.

„Gut. Also weiter, ebenfalls auf Ehrenwort: Ich habe Ihre verehrte Frau Gemahlin mit meinem Auge heute gesehen, viel weniger heute oder jemals den Versuch gemacht, mich ihr unehrenhaft zu nähern. Jede weitere Auskunft muß ich ablehnen.“

„Kleiner Schäfer!“ Herr Rothstein ist plötzlich äußerst gut gelaunt. „Also gewesen sind Sie doch —“

„Das habe ich nicht gesagt.“

„Das heißt, Sie haben —“

„Nichts gesagt, Herr Rothstein, nichts!“

„Nun ja, gesagt haben Sie's frei-

lich nicht. Und die Dame? Darf man's nicht wissen?“

„Ich bin nicht berechtigt —“

„Ach, so zum! Nu ja, ja. Nehmen Sie mir nur meine Biße nicht übel. Die Erkennung war groß. — Und die Keckheit der Silhouette mit meiner Frau...“

„Die Silhouetten eleganter Damen im Reitkleid ähneln sich leicht.“

„Allerdings, ja — und dann —“ noch einmal taffelte seine Neugier verschmigt nach der Unbekannten, dann ist meine Frau wohl auch ganzlanter?“

„Ich jucke nur, mich ganz in Discretion hüllend, die Äpfeln und Lächelte pythisch.“

„Den Iidor aber, den Iidor hab' ich doch erkannt, was? Sie geben ja selbst zu —“

„Ja, Sie haben ein Fallenaugen, Herr Rothstein!“

„Wir schüttelten uns die Hände. Er war sehr glücklich.“

... Eine Viertelstunde später sah ich — noch immer im mausgrauen Reitrod und den zu engen Stiefeln — am Schreitbüsch und schrieb ein Briefchen an Freund Lenge. Es stand verschiedenes darin. Auch von Iidor war die Rede. Und die Epistel schloß mit der Bitte, das Blut zu vernichten.

Iidors Bildnis stand Jahre lang auf meinem Pult. Der dankbare Lenge hat mir das edle Tier photographieren lassen.

Auf der Rückseite des Bildes las man nur: „Lenge seinem lieben Freund Ulrich“ zur freundlichen Erinnerung an ein historisches Hof.“

Das Veneziz.

Eine bekannte Pariser Schaupieleserin, die auf der Bühne erste Verführerinnen verkörperte, hatte es verstanden, sich das Wohlwollen eines berühmten Schriftstellers zu gewinnen. Dieser gab seiner Sympathie für die schöne Dame durch einen Lumenstraß Ausdruck, den er ihr auch seinen Diener, einen Regeer, überbringen ließ.

Als der Schriftsteller später mit in der Arbeit sah, wurde ihm die Künstlerin gemeldet.

„Ich komme“, meinte die schöne Frau liebenswürdig, „um Ihnen für Ihre forgerichten, zarten Aufmerksamkeit meinen herzlichsten Dank auszusprechen.“

Erstaunt hebt der Schriftsteller den Kopf:

„Wofür?“

„Für all' die hübschen Sträuße.“

„Aber ich habe Ihnen ja nur ein einziges Mal ein Bulett geschickt.“

„Seit drei Wochen bringt mir Ihr Diener jeden Abend eins.“

Der Diener wird gerufen und geschieht voller Bewirrung: „Als ich das erste Mal den Strauß hinbrachte, gab mir die Dame fünf Franken, da das Bulett aber nur zwei kostete, war das ein hübsches Veneziz für mich... so fuhr ich denn fort...“

Das Bajonett.

Das Bajonett gilt gewöhnlich als eine französische Erfindung, die nach der Stadt Bayonne, wo es zuerst hergestellt sein soll, benannt wurde.

S. Maurer, der jüngst in der Bräutigamburg eine Reihe Bajonette vorlegte und erläuterte, bezweifelte nicht nur die französische Herkunft der Erfindung selbst, sondern auch die des Namens. Jedenfalls waren diese „Pintenzpiege“ bereits längt im Gebrauch, bevor das französische Heer 1674 damit ausgerüstet wurde. Holländische Truppen sollen das Bajonett schon weit früher benutzt haben. Im Laufe der Jahrhunderte hat die Waffe mancherlei Wandlungen erfahren. Schließlich hat das Seitengewehr das Bajonett ersetzt; aber auch umgekehrt hat man neuerdings das Bajonett älterer Form zum Seitengewehr gemacht.

Empfindlich. — Herr (zum Bettler): Daß Sie nicht wenigstens einmal im Monat Wasser und Seife benuzen!

Bettler: Ich habe auch schon daran gedacht, gnä' Herr; aber es gibt so viele Arten Seife, und man kann nicht wissen, ob sie nicht der Haut schaden!

Rindliches Mißverhältniß. Gartenbesitzer (zu seines Nachbarn Sohn): Na, Hans, was suchst du denn da so eifrig unter meinen Obstbäumen; du willst mir wohl Obst fornehmen?

Hans: Nein, ich suche Geld. Gartenbesitzer: Geld?

Hans: Ja, Geld. Mein Papa sagt immer, Ihre Obstbäume werfen viel Geld ab!

Sonderbar. — Wie haben Sie denn Ihren Hund getauft?

— Schqui!